



Abend:

Zeitung.

203.

Donnerstag, am 25. August 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Leihbibliotheken.

Man schreibt so viel, man sollte auch einmal eine Geschichte der Leihbibliotheken schreiben. Sicher sind diese Institute schon lange von einem bedeutenden Einfluß gewesen, nur daß dieser Einfluß nicht überall so ganz leicht nachzuweisen seyn möchte. Wir kennen zwar einzelne Fälle, wo dieses oder jenes Buch jene oder diese Wirkung gethan, wir vermögen es allenfalls nach dem ersten besten Kataloge die Reihe von Herrschern aufzuzählen, wie sie sich in den Annalen der Leihbibliotheken von Kramer und Spieß und Lafontaine bis auf deren jüngste Sprößlinge, die wir lieber nicht nennen, folgen, wir wissen es ungefähr, unter welchen Klassen diese großen Regenten ihre treuesten Anhänger zählten und noch zählen, aber alle diese Notizen sind doch noch sehr weit entfernt von einer eigentlichen, einer pragmatischen Geschichte, ja, so sehr man in neuester Zeit beflissen ist, auch die verborgensten Winkel der Vergangenheit und Gegenwart aufzuhellen — an die geheime Geschichte der Leihbibliotheken hat man um so weniger gedacht, als man selbst ihre offenbare nicht zu kennen scheint.

Es ist wirklich ein sonderbares Institut — eine Leihbibliothek! Eine Bibliothek, größtentheils bestehend aus Büchern, aus denen sich nicht viel lernen läßt, wenn man sie liest und aus denen doch Mancherlei zu lernen ist, ohne daß man sie liest.

Matthiesson, der, angesteckt von seinem Freunde

Haug, zuweilen ebenfalls sein Epigramm machte, sagt, indem er von einer Leihbibliothek spricht:

Staubig, doch sonst ohne Makel sind Wieland und Goethe zu schauen,

Aber an Kramer und Spieß häftet unendlicher Schmutz.

Ich weiß nicht, ob diese beiden Zeilen gerade ein vorzügliches Epigramm sind, aber sicher sind sie zu ihrer Zeit eine so schlagende Wahrheit gewesen, als die französische Charte jetzt zu seyn, sich wenigstens rühmt. Wieland und Goethe — wenn man vielleicht des letzteren Werther ausnimmt — mögen in der That so staubig dagestanden haben, als Kramer und Spieß sich — nicht bloß innerlich — schmutzig zeigten.

Matthiesson hätte aber bei dieser unläugbaren Wahrheit nicht stehen bleiben, er hätte einen Schritt weiter gehen und die gehörige Folgerung aus seiner allerdings wichtigen Wahrnehmung ziehen sollen. Er hätte sich dann, statt nur unseren Vorrath an Epigrammen um eins zu vermehren, um die Literaturgeschichte ein Verdienst erwerben können, er hätte uns ein Kriterium gegeben, wonach der Einfluß so mancher Erzeugnisse unsers Bücherwesens näher und genauer zu bestimmen wäre.

Es handelt sich in dem Matthiesson'schen Epigramme um Staub und Schmutz. Staub und Schmutz sind die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale, nach welchen überhaupt die Büchermasse einer Leihbibliothek einzutheilen seyn dürfte, so daß einerseits der Staub in einer gewissen Wahlverwandtschaft mit der Klassik, mit der Aristokratie des Geistes, der sich hier zu einem andauern-

den *otium cum dignitate* verurtheilt sieht, steht, während andererseits der Schmutz das Kennzeichen — nicht eben der Romantik — aber einer wohlbegründeten populären Herrschaft über noch unverwöhnte Gemüther ist. Ich nannte die Herrschaft populair und kaum weiß ich, ob das Wort „Herrschaft“ hier so ganz an seiner Stelle ist; ich sollte vielleicht lieber von einem vertrauten Umgang oder von einer auf gemeinsame Handelsinteressen basirten Freundschaft reden. Wirklich ist das ganze *Commercium* des Schriftstellers und Lesers hier oft weiter nichts, als ein Tauschhandel, wo Schmutz gegen Schmutz, moralischer gegen physischen und umgekehrt physischer gegen moralischen umgesetzt wird; Schmutz ist gleichsam das Bindemittel zwischen beiden Theilen, die trotz der nothwendigen Präponderanz des Autors, doch im cordialsten Verhältniß zu einander stehen.

So ist es häufig, wenn es schon nicht immer so seyn mag. Es mag seyn, daß auch das reine Buch in schmutzige, das schmutzige in reine Hände geräth, ja man will die schmutzigsten Bücher schon in den zierlichsten Händen gesehen haben — vermuthlich ehe ein solches Buch so schmutzig wurde, als es nun zum Wahrzeichen seiner Bedeutung ist.

Die Bemerkung Matthiesson's ist so durchgreifend, daß sie jeder Leihbibliothekar, der einen neuen Katalog anlegt, nützen sollte. „Staub“ könnte er die eine, „Schmutz“ die andere der großen Massen seines Bücher-vorrathes nennen und dürfte es bei einer solchen Einteilungsweise bewenden lassen. Was zwischen Staub und Schmutz liegt, was weder Staub noch Schmutz ist oder halb dieß halb jenes ist, das ist in der Regel von zu geringem Gewicht, als daß es eine besondere Rücksicht erheischen dürfte; es mag entweder, als bereits mehr schmutzig denn staubig, oder — in der Voraussetzung, daß es sich in Bälde durch die erforderliche Masse von Fett- und anderen Flecken als berechtigt legitimiren werde — auf die eine, oder falls die umgekehrte Sache sich minder günstig stellte, auf die andere Seite rangirt werden. In dem Verhältniß von Staub zu Schmutz liegt das Charakteristische, die Stärke oder Schwäche der Bibliothek.

Dieses Verhältniß nun würde auch der Geschichtsschreiber unserer Institute vorzüglich zu beachten haben. Das wechselnde Zunehmen und Abnehmen der beiden großen Abtheilungen, die Kämpfe der Bücher-Aristokratie und Demokratie, die zeitweilige Tyrannei, zu welcher die letztere zu führen pflegt — das wäre es, worauf er besonders sein Augenmerk richten hätte. Es

gehen in jenen meist dunkeln Räumen voller Staubes und Schmutzes, die wir Leihbibliotheken nennen, Ereignisse vor, die der Aufmerksamkeit des Politikers nichts weniger als unwürdig sind. Ein Schriftsteller, dessen Werke noch vor Kurzem im glänzendsten Schmutze prangten, muß sich plötzlich mit Staub bedeckt sehen — *pulvis et umbra sumus*, mag er auf seine Bücher schreiben; ein Neuling, vor Kurzem noch sauber und rein, nun zerrissen und zerfetzt, voller Flecken und Ohren, hat ihn verdrängt, um, wer weiß wie bald, einem anderen Ankömmling zu weichen!

Mancherlei Institutionen, die wir in den Staaten des Alterthumes billigend oder mißbilligend bewundern, finden sich in der Geschichte der Leihbibliotheken wieder, z. B. der Ostrazismus. Man weiß, was der Ostrazismus war, wie große Talente und Tugenden, die dem Staat gefährlich werden konnten, durch ihn auf immer oder doch auf eine gewisse Zeit beseitigt wurden. Diese schöne Einrichtung finden wir, wie gesagt, in Leihbibliotheken, nur verbessert und vervollkommenet, wieder. Denn, wie man in Athen Männer von hervorstechendem Talent und anerkannter Tugend aus der Stadt jagte, so wirft man hier Bücher, die von Talent und Tugend zeugen, nicht etwa aus der Leihbibliothek, sondern nimmt sie lieber gar nicht in dieselbe auf — ein Verfahren, welches, gewiß ganz im Geiste des Ostrazismus, doch frei ist von dessen gehässiger Form.

Solcher Analogien und anderer interessanter Seiten dürften sich mehrere bieten. Ich habe nur auf einige hindeuten wollen; mag ein Anderer den reichen Stoff vollends ausbeuten. Es mag seyn, daß ich zu wenig gesagt, aber geschieht es nicht, daß selbst da, wo der Schriftsteller zu wenig giebt, der Leser dennoch an diesem Wenigen genug hat? Dergleichen muß man vermeiden.

R. v. Groscreutz.

Feuilleton.

Vor einigen Monaten berichteten die Zeitungen, daß ein Jesuit in der Schweiz (in Entlibuch) seinen Zuhörern die Ewigkeit der Höllestrafen zu schildern, das Gleichniß eines ihrer Riesenalpen vorgestellt habe. Wenn alle tausend Jahr ein Böglein käme und ein Rörnlein Eis oder Schnee davon wegpicke, so würden freilich Millionen Jahre vergehen, ehe die Alpe verschwände, aber sie würde doch am Ende nicht mehr da seyn. Bei der Ewigkeit der Höllestrafen aber finde selbst ein solches Aufhören nicht statt. Es ist leicht möglich, daß ein Jesuit auf so ein Bild gekommen sey. Allein schon

vor mehr als 100 Jahren lebte im Mecklenburgischen Dorfe Zappel, zwischen Schwerin und Parchim, ein Prediger, der bis an sein Ende — er starb, fast 90 Jahr alt! — durch Gastlichkeit und Herzlichkeit Liebling der ganzen Gegend war, und ganz dasselbe Gleichniß auf die Kanzel brachte, nur daß die Alpe zu einem Sandberge wurde. Wer es im dortigen Plattdeutsch-Dialekt lesen will, mag die Berliner Monatschrift 1783 I. Band Seite 155 nachschlagen; hier stehe die Stelle wörtlich in's gewöhnliche Deutsche übersetzt: „seht, wenn Ihr hier aus dem Dorfe geht, als wenn Ihr nach Schwerin wolltet, und schlagt Euch linker Hand, denn da ist doch der große, große Sandberg? Nun gut, Kinder, gebt Acht! wenn da nun alle tausend Jahr ein einzig kleines Vögelchen kam und nähme nur ein einzig kleines Körnchen weg, was meint Ihr wohl, wie lange das dauern soll, ehe der Berg alle würde? Aber alle tausend Jahre ein Körnchen, und wieder ein Körnchen und wieder ein Körnchen, das macht doch endlich alle, denn woraus besteht denn der Berg anders, als aus kleinen Körnchen? Die Ewigkeit ist ein Berg, Kinder, da können hunderttausend Vögel alle Augenblicke Körnchen an Körnchen wegnehmen, er wird Euch nicht alles; er ist ein Berg und bleibt ein Berg, und wenn Ihr ihn Fuderweis wegfahren wollt, er wird nicht kleiner!“ Ueber das Gleichniß des Jesuiten machten sich alle Blätter lustig; dieses vom Sandberge wird wegen seiner Popularität gerühmt, (a. a. D.) und lebte noch 50 Jahre nach des Predigers Tode in der Tradition. Woher nun wohl der Unterschied? Der alte Pfarrer war ein Biedermann und sprach aus dem Herzen, wie es ihm sein Herz diktierte. Dieser Jesuit aber predigte gegen Keßerei, also gegen ein leeres Gespenst, und war ein — Jesuit.

Es fehlt nur noch eine kurze Zeit, so sind es 60 Jahre, daß die Gebrüder Montgolfier den Luftballon erfanden. „Welchen Nutzen wird dieß haben?“ fragten damals viele Leute, wie noch jetzt, wenn einmal das Schauspiel vom Aufsteigen eines solchen gegeben wird. Franklin antwortete darauf in seiner Herzensinnigkeit: „Wozu das neugeborne Kind?“ Allerdings kann ein solches in der Wiege sterben, ein Gimpel, oder auch der Ruhm, die Leuchte, die Biederde, die Wohlthat seines Vaterlandes werden. Bis jetzt ist freilich der Luftballon noch immer das Kind in der Wiege; er ist, wie vor 60 Jahren, ein Schauspiel für die große Menge, ohne daß er den geringsten praktischen Nutzen gewährt

hätte. Wird das Kind in der Wiege sterben? Wer kann es wissen! Bevor die Dampfmaschine in's Leben eingriff, sind auch volle hundert Jahre vergangen, und ehe unsere Segelschiffahrt sich zur jetzigen Höhe erhob, mußten vier bis fünftausend Jahre vergehen. Noch vor 350 Jahren brauchte Kolumbus so viele und mehr Monate, um nach Westindien zu kommen, als wir Wochen nöthig haben.

Fliegende Blätter.

Als Gustav Adolf bei Lützen gefallen war, wurde die Geschichte seines Todes in Madrid zwölf Tage hindurch auf dem Theater vorgestellt.

Der Markgraf Alexander von Anspach erfuhr erst in Rom durch den Papst Ganganeli, daß er einen großen Dichter, den unvergeßlichen Ug unter seinen Unterthanen zähle.

Thuringus.

Ein Dreisylbler als Toast.

Drei Sylben nenn' ich Euch inhaltleicht:

Sie gehen von Ohren zu Ohren.

Ob der Schall auch schnell durch die Lippen schleicht:

Der Verstand wird damit geschoren.

Dem Rother ist alle Ruhe geraubt,

So lang' er noch an den drei Sylben klaut!

Die Eins ist ein lediger Herr ohne Weib,

Ein Beginn ohne Mittel und Ende,

Ein Kopf zu manchem unähnlichen Leib,

Ein Scherwenzel/schreiblustiger Hände.

Nur halb ist ohne die Eins mein Gedicht,

Dhne sie nur halb euer aller Gesicht!

Und die Zwei? Traun sie ist kein leerer Schall;

Der Mensch kann sie finden im Rassen.

Und wär's nicht im Quell, nicht im Wasserfall:

An der See wird sie schauen sich lassen.

Was kein Südländer im Süden je sieht,

Das besang schon manch' schwedisch und dänisches Lied.

Und die Drei ist ein abgehauener Stumpf,

Der paßt an gar manche Gebilde. —

Die Eins-Zwei regt Kopf, Glieder und Rumpf,

Und wählt nach dem Bett das Gefilde.

Wer nach Geist und nach Körper sich nennt Eins-Zwei

Mit dem jubeln wir laut theilnehmend: Suchheil!

Die drei Sylben zusammen sind inhaltfroh,

Nicht feil, und für Geld unerreichbar.

Mit dem Ganzen fürwahr ist der Bettler auf Stroh

Dem glücklichsten Fürsten vergleichbar.

Festfeiern sollen im perlenden Wein

Von uns die drei Sylben gewidmet seyn.

Er.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus London.

(Fortsetzung.)

Die „Season“ war diesmal ungewöhnlich matt und trübe. Drury Lane nahm zwar einen Aufschwung unter Macready's erprobter Leitung, und brachte außer alten klassischen Werken auch einige gute Neuigkeiten, besonders „Gisippus“ von dem leider verstorbenen talentvollen Gerald Griffin, Verfasser des Romans *The Collegians* und der kürzlich erst erschienenen anziehenden *Tales of the Jury Room*. Ich war abwesend bei der Aufführung des Stückes, das großen Beifall gefunden hat, und habe es auch noch nicht gelesen, obgleich es eben in der zweiten Auflage erschienen ist. Das Theater ist schon lange geschlossen und seine Existenz scheint wieder gefährdet zu seyn. Unter den kleinern Theatern zeichnete sich Haymarket aus, das diesmal einige ansprechende Stücke (z. B. „*The Rose of Aragon*“ von Sheridan Knowles) gegeben hat, und besonders durch das Spiel von Charles Kean und seiner Frau anzog. Auch das Strand-Theater und die englische Oper (English opera House) strengten sich an. Hier hat man mit vielem Beifall ein neues Drama von Raymond gegeben: *The lone Hut, or a legend of Montblanc*; aber ich kann heute darüber noch nichts sagen. Uebrigens fühlt man allgemein die Dürftigkeit des heutigen englischen Lustspiels, wie denn überhaupt das Theater nicht nur einer innern Belebung und Erfrischung, sondern auch einer äußern Ermunterung durch Begräumung mannigfacher Hindernisse bedarf. Vielleicht ist bald etwas dafür zu hoffen. Lord Mahon, der älteste Sohn des auch in Deutschland bekannten Grafen von Stanhope, als Geschichtsschreiber geachtet, hat neulich bei der Uebersetzung einer ihm anvertrauten Bittschrift, die über den Zustand der Gesetzgebung hinsichtlich dramatischer Darstellungen Klage führte, diese Angelegenheit im Unterhause nachdrücklich zur Sprache gebracht. Er deutete auf die Nachtheile, welche die jetzige Lage der Dinge nicht nur für die dramatischen Schriftsteller, sondern auch für das Publikum hat; er zeigte das Bedürfnis einer angemessenen Gesetzgebung für die Regelung der Theaterverhältnisse und sprach gegen das, den beiden großen Theatern Drury Lane und Covent Garden zustehende Monopol, das nach seiner Behauptung den Besitzern keineswegs Vortheil bringt, was allerdings die Erfahrung seit einer Reihe von Jahren bewiesen hat. Auch äußerte er sich entschieden über die, seit langer Zeit dem Ober-Kammerherrn zustehende Gewalt und Oberaufsicht über die Theater, und meinte, daß die Regierung selber diese Angelegenheit in ihre Hand nehmen sollte. Der Staatssekretär für das Innere, Sir James Graham, erklärte, er sei nicht vorbereitet, Mittel zur Abhilfe der Beschwerden vorzuschlagen, wolle aber diejenigen Maßregeln unterstützen, die Lord Mahon oder ein anderes Mitglied in der Sitzungszeit in Antrag bringen würde. — Der philharmonische Verein gab schon vor vier Wochen sein letztes (das achte) Konzert, das sich besonders durch die Leistungen Mendelssohn-Bartholdy's auszeichnete. Die von ihm selbst geleitete Aufführung der Ouvertüre der *Fingals-Höhle* fand den lautesten Beifall, wie auch sein trefflich von ihm gespieltes Konzert für das Pianoforte. Neben ihm glänzte die glücklich auftretende Sängerin Miss Dalby, die Beethoven's *Ah perfido!* mit der klarsten Artikulation und der reinsten Aussprache des Italienischen sang. Großes Aufse-

hen macht hier der zwölfjährige Pianist Rubinstein aus Moskau, den ich kurz nach seiner Ankunft in einigen Privatzielen zu hören Gelegenheit hatte. Er gab dieselben Stücke, worin Thalberg sich auszeichnete, ungemein kräftig, und zeigte eine für sein Alter auffallende Stärke der Arme und Hände. Er spielte nicht nur die Fantasien von Liszt und Thalberg, sondern auch vor Kennern große Kompositionen von Sebastian Bach und Händel und zwar alles aus dem Gedächtnisse. — Das altberühmte Baurhall, von dessen Herrlichkeiten wir in unserer Jugend in Reisebeschreibungen lasen, und das gänzlich begraben zu sein schien, ist in diesem Jahre wieder aufgewacht; es scheint wirklich frische Lebenskraft gewonnen zu haben, und Konzerte, Reiterkünste, glänzende Feuerwerke und jetzt besonders eine Darstellung von Hamburg vor dem Brande, bei Tageslicht und bei künstlicher Beleuchtung ziehen Schaulustige in die weiten Räume. —

Ein wichtiger Zweig des brittischen Verkehrs, der Buchhandel, befindet sich auch in einem gedrückten Zustande, der immer fühlbarer wird, aber aus andern Ursachen als der Handel überhaupt, und schlimmer, daß es schwer halten möchte, die Bedrängnisse zu heben. Sie werden wohl in den Zeitungen gelesen haben, wie eifrig Dickens während seines Aufenthalts in Amerika sich bemüht hat, die öffentliche Meinung gegen die ungerechte Schonung aufzuregen, die dort die Gesetze dem schamlosten Nachdrucke der beliebtesten englischen Werke gewähren. Von dieser Seite werden dem englischen Buchhandel die empfindlichsten Nachtheile zugefügt. Dickens fand die thätigste Unterstützung bei den ausgezeichnetsten amerikanischen Schriftstellern; aber desto erbitterter waren gegen ihn die Nachdrucker, und besonders die Zeitungseigenthümer, großentheils, wie er sagt, Leute, die geringe literarische Befähigung haben und häufig bescholten sind. Es ist unglaublich, wie weit die schmutzige Gewinnsucht dort geht. Konnte doch, als vor einiger Zeit in Boston oder Newyork (ich kann mich nicht genau erinnern) das Haus eines Buchdruckers abbrannte, der eben den Nachdruck eines neuen englischen Werkes vollendet hatte, das Gerücht entstehen, daß ein Nebenbuhler, der mit demselben Unternehmen beschäftigt war, das Feuer angelegt hätte. Englische Schriftsteller mögen selber diesen Nachdruck in so fern unterstützen, daß sie frühzeitig Exemplare ihrer Werke nach Amerika schicken, auch wenn sie nicht besondere Verträge mit amerikanischen Buchhändlern über den Verlag für die Vereinigten Staaten abgeschlossen haben, wie Marryat. Als Dickens seine Bemühungen vereitelt sah, übergab er dem Kongreß eine Bittschrift, die von den vorzüglichsten amerikanischen Schriftstellern z. B. Washington Irving, Cooper und Prescott (Verfasser einer schätzbaren Geschichte Ferdinand's und Isabella's von Spanien) unterzeichnet war. Kaum aber war dieß geschehen als von Boston eine andere Bittschrift kam, worin unvershämmt ausgeführt wurde, daß es, wenn man den englischen Schriftstellern das Recht einräumen wolle, den Wiederabdruck ihrer Werke in Amerika zu hindern, den amerikanischen „Herausgebern“ nicht mehr möglich sein werde, jene Werke dem Geschmacke ihrer Landsleute anzupassen. Und diese Bittschrift ward angenommen, d. h. hat alle Aussicht auf Erfolg. Dickens erklärt jetzt nach seiner Rückkehr, daß er von nun an nie mehr ein frühzeitiges Exemplar seiner Schriften nach Amerika schicken werde. Man hat nun auch hier sich geregt.

(Beschluß folgt.)